

Adèle Rosenfeld: „Quallen haben keine Ohren“

Die Stille ist ein Ersticken

Von Christoph Vormweg

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 15.11.2023

Wie fühlt es sich an, wenn man seine Hörfähigkeit verliert? In ihrem Erstling „Quallen haben keine Ohren“ erzählt Adèle Rosenfeld, inspiriert von eigenen Erfahrungen, vom Absturz einer 25-Jährigen in die Hörschwäche und ihrer Suche nach Rettung.

„Hörbeeinträchtigt“: viele denken, dass sei nicht so schlimm, die von Geburt an Blinden oder Taubstummen hätten das viel schwerere Los. Der Grad der subjektiven Not aber lässt sich nicht verallgemeinern. Die 25-jährige Erzählerin Louise ist auf einem Ohr völlig taub, auf dem anderen hört sie ein wenig. Aber dieses andere Ohr verabschiedet sich gerade.

„Verwaist. Ja, das war es bestimmt, was ich immer empfunden hatte, das Gefühl, keiner Welt anzugehören. Nicht taub genug um der Kultur der Tauben zugeordnet zu werden, nicht hörend genug um voll und ganz an der Welt der Hörenden teilzunehmen. Es zählte allein, was ich selbst zu sein oder nicht zu sein entschied.“

Leugnen der Gehörlosigkeit

Ihre Reaktion ist dieselbe wie bei früheren Hiobsbotschaften: Louise will ihre Hörschwäche verbergen. Das führt bei ihrem neuen Job im Rathaus zu Missverständnissen. Weil sie ohne die Hilfe ihrer Kolleginnen und Kollegen nicht funktioniert, wird sie gemobbt. Ihre Fantasie hilft Louise, ihre kleine fiktive Familie: ein Soldat aus dem Ersten Weltkrieg, eine Botanikerin, ein Hund. Mit ihnen kommuniziert sie. In dieser Parallelwelt ist sie vor den Bedrohungen der realen Welt scheinbar abgeschottet. Doch was wird, wenn ihr neuer Liebhaber Thomas das alles mitbekommt?

„In der schlaflosen Nacht sorgte ich mich um Zirrus' Fell, um die Ausbrüche des Soldaten und meine desertierenden Ohren. Ich verließ Thomas' Schlaf und gesellte mich zu dem Soldaten in die Küche. Gegen die wachsende Beunruhigung spielten wir bis in die frühe Morgendämmerung Schere, Stein, Papier.“

Und dann ist da noch Anna, die durchgeknallte reale beste Freundin von Louise. Sie ist strikt gegen den einzigen Rettungsanker: das Implantat im Ohr. Denn es würde, neben den Kindheitsklängen in der Erinnerung, wahrscheinlich auch die Parallelwelt von Louise

Adèle Rosenfeld

Quallen haben keine Ohren

Aus dem Französischen
von Nicola Denis

Suhrkamp Verlag, Berlin

221 Seiten

23 Euro

auslöschen. Sie würde ihre Poesie verlieren und „farblos“ werden „wie die Wirklichkeit“, so meint Anna.

Komik der sprachlichen Unberechenbarkeit

In der Tat: Das ständige Überblenden von Alltagsrealität und Fantasie, dieser Teufelskreis der „Sprachentwurzeln“, ist die poetische Quelle von Louise. Das macht Adèle Rosenfelds Roman „Quallen haben keine Ohren“ so unberechenbar und oft komisch und gibt ihm seine innere Spannung: gerade auch sprachlich. Hier kann die dieses Jahr mit dem renommierten Eugen-Helmlé-Übersetzerpreis ausgezeichnete Nicola Denis immer wieder glänzen.

„Ich ertrug keinen Besuch; außer meiner Mutter. [...] Abgesehen von der Tatsache, dass ich mich in dem Flackern zwischen ihren mittleren und hohen Frequenzen verlor, verwischten meine Augen vor Müdigkeit alles, und auf ihren Lippen verformten sich die Wörter.

'(unterbrochene Lippenbewegungen, erstaunter Blick) Bär (genießbarer Mund, lustvoll verdrehte Augen), Wald, das war wirklich köstlich.'

Ich nickte, ohne zu verstehen, und ließ mich von den Bildern meiner im Wald spazieren gehenden Mutter treiben, sicher in den Pyrenäen, bei einer ihrer Freundinnen. Ich stellte mir vor, wie sie sich trotz der in dieser Gegend wieder angesiedelten Bären schlicht ihres Lebens freute.“

Nicht Bär-Wald hat die Mutter von Louise gesagt, sondern Bär-Lauch. Die Fantasie ihrer Tochter aber ist, wie in ungezählten andern Fällen, längst unterwegs. Sie hebt gleichsam auf den Lücken im Wörterbrei ab. Durch das licht- und perspektivabhängige Ablesen von den Lippen des Gegenübers kommt es immer wieder zu solchen schräg poetischen Bildern, auch zu Wortspielen.

Standortbestimmung einer Zerrissenen

Adèle Rosenfelds Erstling „Quallen haben keine Ohren“ ist kein eingängiger Roman, vielmehr die existentielle Standortbestimmung einer Zerrissenen, hin und her schwankend zwischen beängstigender Realität und kompensierender Kopfgeburt. Die vor Wut sprudelnden Metaphern überzeugen:

„Ich stank nach Einsamkeit.“

oder

„Die Stille war ein Ersticken.“

Adèle Rosenfeld verfällt nie in eine larmoyante Betroffenheitsprosa. Mit genauer, klarer Sprache spiegelt sie die ständig changierenden inneren Kämpfe von Louise. Für Spannung sorgt der Alltag mit all seinen Fragezeichen: Wird es mit der Liebe zu Thomas weitergehen? Wird sie ein Implantat akzeptieren, das schlimmstenfalls zu einem Identitätsverlust führen könnte? Wäre sie über den Chip im Ohr vielleicht sogar ein manipulierbares Versuchskaninchen der Wissenschaft und total überwachbar? Adèle Rosenfelds Roman ist ein in jeder Hinsicht erstaunliches, sprachlich starkes Debüt.